Morgen-Ausgabe
Nr. 20 — 78. Jahrgang

Berliner Volks-Zeitung

Zweites Beiblatt
Sonntag, 12. Januar 1930

Die kleine Käte, die in der Druckerei Bogen falzt, hat ein schmales, unschönes, wächsernes Gesicht, das am Kinn mit Pickeln besät ist. Die Arbeiter in der Fabrik spassen oft einmal mit den anderen Mädchen, mit ihr aber nie. Es ist nichts an ihr, das reizvoll wäre. Sie vermag nichts zu geben. Sie ist arm, witzlos, hässlich. Sie spinnt ihre Arbeitsstunden herunter und geht dann nach Hause, wo sogar die Mutter so etwas wie einen ewigen, stillen Vorwurf gegen die Käte im Herzen trägt. Einen Vorwurf, den sie nicht ausspricht, weil er keine Schuld zu sühnen vermöchte und der ja auch die Käte nicht treffen soll, den diese aber doch in der Form der Unzufriedenheit der Mutter mit dem Schicksal empfindet. Käte ist bescheiden. Ihr Herz ist nicht rebellisch. Sie kennt den Unterschied zwischen sich und den anderen, ohne den anderen zu zürnen, ohne sein zu wollen wie diese anderen. Sie entbehrt jener aggressiven Phantasie, deren der dumpfe Wille zu Genüssen und Lebensgütern bedarf, um bewusster Wunsch zu werden. Sie findet ihr Geschick sittlich begründet. Sie hadert nicht mit der Welt — mit der Menschenordnung. Sie sucht im Rahmen ihrer Anerkennung dieser Prinzipien gelegentlich kleine Vorteile zu erhaschen und nichts darüber. Sie hegt keinen Hass gegen die Damen im Auto, gegen

die Herren im guten Anzug, die mit ihr nichts gemein haben, ausser der gelegentlichen Zufälligkeit des Weges. Sie betrachtet sie wie der Galeriebesucher die Diva: ohne sich mit ihnen in Beziehung zu setzen, ohne Parallelen zu ziehen, ohne zu warten. Sie nimmt hin: die Unfreundlichkeit der Menschen gegen sie, ihre Uninteressiertheit an ihr.

Einmal hat die kleine Käte einen Weg zu besorgen. Sie muss im Auftrag des Geschäftes ein Paket abliefern. Wie sie am Markt die Strasse kreuzt, da denkt sie daran, dass die Mutter gestern abend gesagt hat, in ihrem, in der Käte Alter da sei sie schon lange verlobt gewesen. Und wie sie die Worte bei sich deutet und interpretiert, da hört sie ganz, ganz nahe, ein heftiges Klingeln, und da fühlt sie sich auch schon ausgleiten und spürt in den Knien einen brennenden Schmerz. Ihr letzter Gedanke ist: das Paket . . . das Paket! Aber sie kann es nicht mehr halten. Es fällt zu Boden. Käte stürzt ihm nach. Sie will sich wieder erheben. Ganz automatisch, wie bei jeder Kollision mit Menschen, hat sie auch bei dieser physischen Erregung ein tiefes Schuldbewusstsein. Sie möchte sich entschuldigen, aber sie kann sich jetzt nicht hochrichten. Ihre Knie zittern. Sie sinkt zurück.

Schnell sammelt sich eine Menschenmenge um sie. Sie erwartet Beschimpfungen, weil sie nicht aufgepasst habe, und Beleidigungen von dem Radfahrer, der mit ihr zusammengestossen ist. Aber sie hört nur mitleidige, milde Worte, nur Sätze des Bedauerns. Jetzt löst sich ein Herr, ein Herr in einem sehr guten Anzug, aus den Herumstehenden und tritt an sie heran. Er fragt, wo es sie schmerze und ob sie aufstehen könne. Auch eine Dame ist mittlerweile neben sie getreten, eine elegante, eine feine Dame. Sie beugt sich nieder zu Käte, fasst sie an den Armgelenken und will ihr behilflich sein. Käte stammelt: „Danke, danke. Es geht schon." Rundum sind alle für sie, stehen sie ihr alle bei. Sogar der Schutzmann, der sich eingefunden hat, ist nur gegen den Radfahrer, dem nichts geschehen ist, dienstlich und barsch, aber gegen Käte menschlich und hilfsbereit. Alle sind sie gut mit ihr: die Männer, die Frauen, die Gutgekleideten, die Arbeiter. Zwei Dutzend Menschen lieben Käte, bemühen sich um sie, machen ihr Wohlbefinden, ihre Ueberwindung, der Folgen des Sturzes zum Massstab ihres eigenen Glückes. Sie fühlen mit ihr, sind in Beziehungen gesetzt zu ihr, nehmen Anteil an ihr. Käte ist immer nur Nebending, Beiläufigkeit gewesen. Selbst um die grössten Nöte ihres Herzens hat sich niemand gekümmert. Sie war Objekt. Hier ist sie Mittelpunkt: die Achse, um die Menschen kreisen, sogar ein vornehmer Herr und eine Dame. Sie hat das nie gewusst, dass irgend etwas in ihr ist, das andere wichtig nehmen, um das sie sich sorgen.

Käte hat sich nun, gestützt auf den Arm der Dame, erhoben und steht wieder auf ihren Beinen: bleich und zitternd und an den Knien blutend. Plötzlich hält ein Auto neben ihr. „Wo wohnen Sie denn, Fräulein?", fragt der Herr. Käte sagt wie ein Schulkind auf: „Marienstrasse 113 im vierten Stock."

„So, na dann steigen Sie mal hier ein und fahren Sie nach Hause. Pflegen Sie sich heute. Chauffeur, was wird die Fahrt voraussichtlich kosten. Ich bezahle Sie gleich?"

Käte wehrt ängstlich ab. Unbeholfene Worte entringen sich ihr: „Das kann ich nicht annehmen . . . Ich muss doch auch ins Geschäft . . ."

„Aber Ihr Kleid ist ja ganz zerrissen und Sie bluten doch. Steigen Sie ein."

Käte hinkt auf das Auto zu. Wie sie schon am Trittbrett steht, fällt ihr ein, dass ja das Paket noch auf der Strasse liegt. Sie will zurückgehen und sich bücken. Aber jemand aus dem Kreise der Herumstehenden hat es schon aufgehoben und reicht es ihr. Sie dankt und steigt ein.

Käte sitzt das erstemal in ihrem Leben in einem Auto. Es ist ihr, als müssten alle Leute auf der Strasse stehen bleiben und sie ansehen. Aber die Leute gucken gar nicht nach ihr. Es ist für sie nichts Besonderes, dass die kleine Käte Auto fährt. Es ist dies nur für die Käte etwas Grosses, Einmaliges. Kein Erlebnis körperlicher Art, sondern eines seelischer Art: die wundersame Gewissheit, dass auch sie aus dem kalten, fremden Menschenhaufen Funken zu schlagen vermag, dass der sie in einem bestimmten Falle seiner Annehmlichkeiten für wert erachtet, dass er solidarisch mit ihr denken und sich mit ihr verbunden fühlen kann.

Am nächsten Tag geht Käte wieder in die Fabrik. Einmal, wie sie an der Rotationsmaschine steht, da schleicht sie ein törichter Gedanke an: wenn ihre Hand jetzt zwischen das Kettenrad geriete, ob dann auch alle so freundlich, so lieb mir ihr wären, wie gestern die Fremden? Dann geht sie hinunter in den Falzraum, mit einer tiefen Traurigkeit im Herzen ob des hohen Preises, den sie für ein wenig Liebe bezahlen müsste.

Segen, den der „Klub der Hunde" stiftet

Es gibt in der Welt wohl kaum einen zweiten Klub, der so rasch seine Mitgliederzahl vervielfältigt hätte wie der Klub der Hunde in England. Das königliche Tierärztliche Institut in London brauchte Geld, um seine alten Gebäude instandsetzen und erweitern zu lassen. Ein findiger Kopf rechnete aus, dass es in Grossbritannien dreieinhalb Millionen Häuser gibt, in denen ein Hund gehalten wird. Man vertraute darauf, dass so viel Tierfreunde schon ein hübsches Stück Geld für die Förderung der tierärztlichen Kunst aufbringen würden, wenn man der Sache nur einen amüsanten Anstrich gäbe. So wurde eines Tages mit grossem Tamtam der sogenannte „Klub der Schweifwedler" gegründet. Nach den ersten fünf Minuten zählte er fünfzehn Mitglieder; diese wuchsen im Laufe von sechs Monaten auf 50 000 an. Nach einer besonderen Werbewoche, die in diesem Jahre stattfand, und in der es gelang, 20 000 neue Mitglieder zu werben, vereinigt der Klub 160 000 Hunde, die die Klubmedaille mit ihrem Namen und ihrer Adresse tragen. Die Mitgliedsbeiträge bringen soviel Geld ein, dass das Tierärztliche Institut sogar noch einen neuen Flügel anbauen konnte. Unter den vornehmen Mitgliedern des Klubs befinden sich die Hunde der Prinzessin Mary und die der Königin von Schweden. Im übrigen zählt dieser merkwürdige Verein alle Hunderassen zu seinen Mitgliedern.

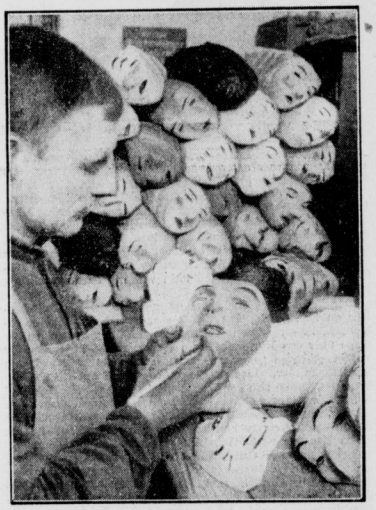
Wie kann man den Scheintod feststellen?

Beim Stande der heutigen medizinischen Wissenschaft ist die Feststellung des Scheintodes ausserordentlich einfach. Zunächst einmal kann man durch eine Feder, die dem zu Untersuchenden in Mund und Nase gehalten wird, sehen, ob noch Atem vorhanden ist, denn die Feder bewegt sich selbst beim geringsten Lufthauche. Die zweite Methode stützt sich auf die anatomisch-chemische Erfahrung, dass im Körper eines Toten kein rotes Blut mehr vorhanden ist. Oeffnet man also die Ader, so kann man leicht den Scheintod erkennen.

Die dritte und ausgiebigste Art basiert ebenfalls auf chemischen Erkenntnissen. Kein Stoff kann von den Geweben des Körpers aufgenommen und weitergeleitet werden, wenn nicht der Säftekreislauf in Tätigkeit ist. Wird ein dazu geeigneter Stoff, der unter die Haut gespritzt werden muss, durch den Körper verbreitet, so besteht eben der Säftekreislauf noch und damit das Leben. Wird der Stoff — lange Jahre war hierzu das von dem Franzosen Ivard erfundene Fluoreszin im Gebrauch — zum Beispiel in den Arm gespritzt und lässt sich später im Bein nachweisen, so ist der Beweis der Lebendigkeit gegeben.

Ausserdem hat das Fluoreszin noch andere Eigenschaften, die nur am lebendigen Körper wirken, nicht aber an der Leiche. Wird Fluoreszin unter die Haut gespritzt, so zeigen sich schon zwei Minuten danach gelbliche Hautfärbungen. Die Gewebe des Auges nehmen eine hellgrüne Färbung an.

Fluoreszin ist völlig unschädlich, und nach einer Stunde sind diese Zeichen wieder beseitigt.



Der Fasching kommt bald